

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum
Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronsfort.

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Blich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der nächste Morgen brachte Werner eine neue Überraschung. Schon um neun Uhr war Bruno bei ihm. „Junge“, sagte er und begrüßte ihn freudig, „bist du endlich wieder da?“ Und er umfachte seinen lieben Schützling und zog ihn ans Herz.

Stumm und innig froh begrüßte Werner ihn.

„Nun sage mir aber mal ganz ehrlich, mein lieber Kerl, weshalb du dich so lange da draußen herumgetrieben hast“, rief Bruno. „Junge Eheleute soll man allein lassen.“

„Unsinn! Flitterwochen dauern drei Monate — aber höchstens, dann kennt man sich.“ — Werner sah betroffen auf. Was war das für ein Ton? Was lag darin?

„Nun ja! Wunderst dich das? Ich bin doch kein Jüngling mehr. In meinen Jahren denkt man über so etwas verständiger.“

Zimmer noch sah Werner ihn stumm an.

„Abgesehen, wie hast du Francesca gefunden? Hat sie sich nicht verändert?“

„O ja!“ antwortete der andere langsam.

„Nicht wahr? — Und leider nicht zu ihrem Vorteil!“ fiel Bruno nun lebhaft ein.

Eine Pause trat ein. Dann fragte Werner ein wenig zögernd: „Was glaubst du, daß deiner Frau fehlt?“

„Nichts fehlt ihr! — Launen hat sie. Wie alle Frauen!“

Der Freund

schwieg betrübt. Diese Worte taten ihm sehr weh. —

Und erregt, fast mürrisch fuhr Bruno fort: „Ich habe schon etwas durchgemacht mit ihr, das darfst du mir glauben. Sie hat einen Kopf von Eisen; was sie nicht will, das tut sie nicht. Jetzt bin ich ja darüber hinweg. Jede Ehe ist ein Kompromiß. Sie geht ihren und ich gehe meinen Weg. So leben wir ganz glücklich und kommen recht gut miteinander aus.“

Sprachlos war Werner. Das hatte er nicht erwartet.

„Über reden wir von etwas anderem. Reden wir nun mal von dir. Wo sind deine Arbeiten? Du hast doch hoffentlich etwas getan?“

Werner holte seine neuen Studien vor.

„Ah“, rief Bruno ehrlich erfreut, als er die Blätter durchsah, „brav, mein Junge! Du kannst etwas! Ich habe mich nicht getäuscht in dir, das freut mich!“

Glücklich war Werner, glücklich und stolz, denn an dem Urteil seines Meisters lag ihm viel.

Dann drängte Bruno hastig weiter: „So, nun komme zu mir ins Atelier und sieh dir meine Sachen an. Ich habe nämlich wenig Zeit. Rasend viel zu tun! Ich arbeite jetzt wie ein Pferd. Arbeit ist noch das einzige, was mir Freude macht.“

Sie gingen. Unterwegs erzählte Bruno unausgesetzt von seinen glänzenden Beziehungen, von seinen enormen Erfolgen und von den vielen Aufträgen, die er in der Tasche hatte.

Stumm hörte Werner zu, und je mehr er hörte, desto mehr wuchs sein Erstaunen, und endlich erkannte er zum Erschrecken

Nar, daß auch der Freund ein anderer geworden war. Und das betäubte ihn tief.

Dann betraten sie das Atelier. Erstaunt sah der Freund sich um. Wo war die schlichte Einfachheit von ehemals geblieben?

Bruno bemerkte sein Erstaunen. Lächelnd sagte er: „Du wunderst dich über diese Eleganz? Ja ja, mein Junge, das ist nun mal nicht anders. Die Zeit der Boheme ist vorbei. Jetzt bin ich ein Mann, zu dem die reichsten Leute

kommen — ein Mann, dem man horrenden Preise zahlt, und somit muß ich mich schon mit einem gebiegenen Luxus umgeben.“

Werner schwieg. Dann trat er zu den Bildern. Aufmerksam und prüfend ging er von dem einen zum anderen. Aber je länger er vor den Arbeiten stand, desto erstaunter erschauerte er.

War das möglich? War denn das möglich?

Wo war die feine, vornehme Art geblieben, die sonst des



Inneres einer zerstörten Kirche an der österreichisch-ungarischen Kampffront. Kilophot, Wien.

Meisters Bildern den Stempel der wahren, großen Kunst gab? Wo war die Großzügigkeit der Auffassung? Wo die feine Ausführung, der man es ansah, daß das Bild mit inniger Liebe gemalt war — wo? wo?

Er glaubte zu träumen. Denn das, was er da sah, das war wenig besser als der Durchschnitt, das war salopp und handwerksmäßig heruntergestrichen, das hatte mit echter Kunst nichts, gar nichts zu tun. Traurig, zum Weinen traurig war es.

Endlich wurde Bruno ungeduldig. „Nun, warum sagst du nichts? Oder gefallen dir die Bilder etwa nicht?“

Noch immer schwieg Werner. Was sollte er denn jetzt sagen? Er, der Schüler, konnte doch den Meister nicht tadeln! Nahtlos stand er da. Endlich begann er zögernd: „Du magst ja jetzt so viel auf einmal? Das tatest du doch früher nie!“

Bruno lachte nervös.

„Du sprichst wie ein Kind! Früher! Die Zeiten von damals sind doch jetzt nicht mehr! — Gewiß male ich zu viel. Und ich wäre ein Tor, würde ich es nicht tun! Jetzt bin ich ein berühmter Mann, jetzt bin ich Mode, also nuke ich die Zeit gehörig aus. Wer weiß denn, wie lange ich noch der Gott des Publikums bin?“

Werner war entsetzt. Nie, nie hätte er so etwas vorgeahnt. Bekümmert schwieg er.

Da drängte Bruno ihn: „Sei doch ehrlich, Mensch! Was hast du denn an den Bildern dort auszusehen?“

Und bedächtig erwiderte der andere: „Mir scheint, du magst jetzt anders als früher.“

„Natürlich tue ich das! Vor allem schneller!“

„Ob das aber gut ist, Bruno?“

„Also findest du es nicht?“

„Es will mir so scheinen, als ob du nervös dabei geworden bist.“

Da schwieg Bruno ein Weilchen. Dann brach er das Thema kurz ab und sprach von anderen Dingen.

Und bald darauf ging Werner. Von dem Tage an zeigte ihm Bruno niemals mehr seine Arbeiten, auch sprach er nie mehr mit ihm über Kunst und künstlerische Auffassung.

Ganz unmerklich war etwas wie eine innere Trennung der zwei bisher so treuen Freunde erfolgt; zwar sahen sie sich noch, verkehrten in alter, kameradschaftlicher Weise miteinander, dennoch aber fehlte das intime Band, das die Seelen mit feinen Fäden zusammenhält. Und jeder merkte, daß allmählich ihre Wege sich mehr und mehr trennen würden.

Werner litt unendlich darunter, denn er liebte ja den Freund noch immer von ganzem Herzen. —

Einmal sprach er darüber mit einem bekannten Kunstkritiker.

Der antwortete sarkastisch: „Ja, das ist leider nur zu wahr. Von Bild zu Bild wird er salopper und faßriger. Mit Bedauern habe ich das auch schon festgestellt. Es geht gewaltig bergab mit ihm. Wieder ein neuer Beweis, wie die Mode, diese verdammte Tyrannin, uns die besten Künstler verdirbt!“

13.

Anfangs Dezember bekam Werner einen Brief von Francesca. Sie schrieb:

„Warum kommst Du denn gar nicht mehr? Du bist ein recht schlechter Freund. Ich hatte mich gefreut, daß ich nun jemand haben würde, der mich fleißig spazieren führt, und nun ist es nichts mit der Freude. Schade, daß ich mich so in Dir getäuscht habe. Jetzt bin ich nun ganz allein. Bruno ist seit gestern verreist. Er bleibt vierzehn Tage bis drei Wochen. Er malt eine Decke im Schloß eines Fürsten. Sei lieb, komm ein wenig zu mir! Es ist zum Sterben einsam.“

Gruß

Francesca.“

Schon in der nächsten Stunde war er da.

Mit offener, naiver Freude begrüßte sie ihn: „Das ist lieb und brav von dir! Ich hatte schon gemeint, du habest uns ganz und gar vergessen! Weshalb läßt du dich denn so selten sehen?“

Ja, weshalb? Die Wahrheit konnte er ihr doch nicht sagen!

Also redete er sich nach Kräften aus mit Arbeiten, Besuchen, neuen Beziehungen und so weiter.

Dann gingen sie spazieren. Im Tiergarten lag hoher Schnee.

„Ach, mein Arco“, jammerte sie, „da unten werden jetzt die Oliven reif. Fast in jedem Baume sitzt ein Bursche, der die kleinen, schwarzen Beeren pflückt. Und hier sehe ich nichts als kahle Bäume.“

Behmütig lächelte er: „Du verlangst ein bißchen zu viel; hier in Deutschland gedeihen keine Oliven.“

Wenn es nur nicht so bitter kalt wäre!“ Und fröstelnd preßte sie den kleinen Muff ans Gesicht.

Plötzlich fragte er: „Kannst du Schlittschuh laufen?“

Sie lachte. „Woher soll ich das denn können? Wir haben doch niemals so viel Eis.“

„Dann mußt du es lernen. Das wird dich gesund und fröhlich machen. Ich werde es dir beibringen.“

Er führte sie nach dem Neuen See, auf dessen spiegelglatter Fläche sich zahllose Menschen tummelten.

„Nun, was sagst du dazu?“

„O, es gefällt mir schon, nur fürchte ich, daß ich es nicht so leicht lernen werde.“

„Daß mich nur machen“, tröstete er, „wir fahren von nun an jeden Morgen hinaus nach dem Grunewaldsee, da sind wenig Menschen, da werde ich dich unterweisen.“

Freudig willigte sie ein. Und gleich am nächsten Vormittag begannen sie. Frisch und fröhlich ging sie ans Werk. Es hatte den Reiz der Neuheit für sie. Zwar fiel sie ein paarmal ganz derb hin, aber das tat ihr nichts. Mit neuem Mut begann sie immer wieder. Und schon nach drei Tagen war sie so weit, daß sie mit Werner zusammen, Hand in Hand, ein wenig laufen konnte.

„Na, ist das nicht eine gute Idee von mir?“ Lachend sah er ihr ins Gesicht, das schon ein bißchen gesunde Farbe bekam.

Bergnügt nidte sie ihm zu, es gefiel ihr gut. Und er war glücklich, daß er ihr Freude schaffen konnte und sie von ihren trüben Gedanken abgelenkt hatte.

Nach kaum einer Woche war sie so weit, daß sie sich mit ihrer Kunst schon sehen lassen konnte.

Doch die Seen des Tiergartens besuchten sie nicht; die junge Frau wollte keine Bekannten treffen. Und so fuhren sie hinaus nach Tegeler oder nach dem schönen Müggelsee.

Gerlich war das! Und nun lernte die Südländerin zum ersten Male kennen, daß auch der deutsche Winter seine Reize hat. Noch glücklicher aber war Werner.

Wenn er ihren Arm und ihre Hand nahm, da ging es immer wie ein Schauer durch seinen Körper, und er brauchte alle seine Kraft, um nicht zu verraten, was in ihm so wild gewaltig loderte.

Ahnungslos, naiv, froh wie ein Kind, ging sie an seiner Seite. Sie war beglückt, nun endlich einen Menschen zu haben, dem sie vertrauen durfte und mit dem sie auch ein offenes, ehrliches Wort sprechen konnte.

Wie im Fluge gingen die Stunden dahin. Nie waren sie um Unterhaltungsthemen verlegen. Und nie gab es ein Mißverständnis.

Einmal brachte sie das Gespräch auf Bruno.

„Sag, findest du nicht auch, daß er recht nervös ist?“

Werner nidte betrübt, doch schwieg er.

„Sicher arbeitet er zu viel.“

Wieder ein Schweigen.

Da fragte sie ein wenig zaghaft: „Könntest du nicht mal mit ihm ernsthaft darüber reden?“

Betrübt verneinte er. „Das ist vorbei. Auf mich hört er nicht mehr. Zu mir hat er kein Vertrauen mehr.“

Fast erschrocken war sie. — „Ihr waret doch so treue Freunde!“

„Wir waren es, ja. Leider ist das vorbei!“

„Habt ihr euch denn erzürnt?“

„Nein, aber ich habe seine neuen Bilder nicht gelobt.“ Es sollte harmlos klingen, aber es klang herbe, fast hart.

Bestremdet sah sie auf. „Wieso? Laugen seine neuen Bilder nichts?“

„Er malt zu viel und zu schnell.“

„Das ahnte ich.“ — Dann eine lange Pause.

Endlich fragte sie: „Aber, was soll denn daraus nur werden?“

Er hob die Schultern. „Es wird so lange gehen, bis er selbst einmal aus seinem Taumel aufwacht; hoffentlich ist es dann nicht zu spät.“

Betrübt schwieg Francesca; sie sah keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Am anderen Morgen, als sie bereits für die Partie fertig angekleidet war und auf Werner wartete, ließ sich Konjul Bertram melden. Einen Augenblick zögerte sie, doch da Werner ja jeden Augenblick kommen mußte, schwand ihre Angst, und sie empfing den Konjul.

Dreist und harmlos, als ob nichts vorgefallen wäre, trat er näher und begrüßte sie galant.

„Warum strafen Sie mich so, meine Gnädigste? Warum sieht man Sie nie und nirgends mehr?“

Bewundert sah sie ihn an. Sie begriff nicht, wie er nach dem Vorhergegangenen noch in solchen Worten zu ihr sprechen konnte.

Er bemerkte ihr Erstaunen, doch lähn sah er darüber hinweg, und mit gut gespielter Teilnahme fuhr er fort: „Hoffentlich geht es Ihnen nun doch wieder ganz gut. Dem Aussehen nach zu schließen, möchte ich das wenigstens annehmen.“

Da erwiderte sie ruhig: „Danke, ja, es geht mir jetzt besser.“

„Na also, dann darf man ja gratulieren! Hoffentlich sieht man Sie nun auch bald wieder in der Gesellschaft. Glauben Sie mir, Gnädigste, man vermißt Sie sehr dort. Mein Wort darauf.“

Sie schwieg und sah ihn mit leicht ironischem Lächeln dabei an.

Nun begann er mit Eifer und Freude zu erzählen, was alles in den letzten Wochen sich in ihren Kreisen ereignet hatte.

Ganz ruhig ließ sie ihn reden. Was ging das alles sie an? Ihre Gedanken waren anderswo.

Da sie gar nichts erwiderte, fragte er endlich direkt: „Also, meine Gnädigste, darf ich Ihren Freunden die Hoffnung bringen, daß man Sie auf einem der nächsten Feste wieder begrüßen können?“

„O nein!“ sagte sie, „das lassen Sie lieber bleiben! Vorerst mache ich gar nichts mit. Übrigens ist mein Mann, wie Sie ja wissen, gar nicht hier.“

„Aber er kommt, soviel ich weiß, in einer Woche zurück. Also dann werden Sie doch auch wieder mitkommen, nicht wahr?“

„Das vermag ich jetzt noch nicht zu sagen.“

Mit leicht ironischem Lächeln drohte er ihr scherzend: „Lassen Sie Ihren Mann nicht so viel allein ausgehen, meine Gnädigste! Es ist immer gefährlich, wenn ein Mann, der so umschwärmt ist, sich so viel selbst überlassen bleibt!“

Stumm und mit festem Blick sah sie zu ihm hin.

Und er scherzte weiter: „In allem Ernst gesprochen, verehrte Frau, man darf den Männern die Fägel nicht zu locker lassen.“

Da sagte sie mit herber Schlichtheit: „Herr Konsul, Ihr Interesse an unserem Eheglied ist nachgerade fast rührend!“

Wütend biß er die Zähne zusammen, doch er zwang seinen Arger zurück und erwiderte lächelnd: „Sie sollten einen so wohlgemeinten Rat nicht so leicht verzerren, meine Gnädigste.“

Sie schwieg, doch sie erhob sich und nahm die Schlittschuhe auf.

Auch er erhob sich. „Pardon, ich will nicht länger mehr stören. Die gnädige Frau hat gewiß Wichtigeres vor.“

„Wichtigeres? Ich erwarte unseren Freund, um mit ihm Schlittschuh zu laufen.“

„Ganz recht, ich weiß — hörte davon, daß die Herrschaften jeden Tag zusammen sein sollen.“

Sie nickte heiter. — „So, das wissen Sie auch schon?“

„Es bleibt so etwas nicht lange verborgen.“ Grinsend sah er sie an.

Immer fröhlicher wurde sie. „Verborgen? Ja, bilden Sie sich vielleicht ein, wir hätten etwas zu verbergen? Nein, Herr Konsul, Sie sind noch ein sehr schlechter Menschenkenner! Wir haben vor der Welt nichts zu verbergen; mein Umgang ist anders als der Ihrige!“

Bleich vor Arger stand er da.

Endlich stotterte er: Verzeihung, Verzeihung! Ich will nicht länger stören! Man hat gewiß Wichtigeres vor!“

„Ja, das ist auch wirklich wichtiger, als mich hier mit Ihnen über derartige Sachen zu unterhalten!“

Ruhig, würdevoll stand sie vor ihm.

Und schnell empfahl er sich dann.

Als sie allein war, kam ein Gefühl der Erleichterung über sie. Ordentlich froh wurde sie, daß sie diesem dreisten Menschen endlich einmal die Wahrheit gesagt hatte. —

Bald darauf kam Werner.

Noch immer hielt ihre frohe Stimmung an.

„Nun, dir ist wohl am frühen Morgen schon etwas sehr Gutes passiert? Du bist ja in prächtiger Laune!“ sagte er.

Heiter nickte sie. „Stimmt auch! Ordentlich leicht ist mir ums Herz.“ Aber weiter sagte sie nichts. Nicht um die Welt hätte sie der Aussprache mit dem Konsul Erwähnung getan. Und er fragte auch gar nicht weiter.

Dann machten sie sich auf den Weg.

Ein herrlicher, frostklarer Wintertag war es. Seit langer Zeit wieder Sonnenschein und fast wolkenlos blauer Himmel.

Als sie in Friedrichshagen auf den Müggelsee gingen, deutete er auf das herrliche Panorama: „Sieh mal, ist das nicht ein reizvolles Bild, diese spiegelblanke, glitzernd-weiße Eisfläche, eingerahmt von dem Kranz der dunklen Fichten, ist das nicht herrlich?“

Sie nickte fröhlich: „Ich will mich von nun an auch niemals mehr beklagen!“

Arm in Arm glitten sie dahin über die glatte, weiße Bahn.

Und das Herz wurde ihm weit und froh, zum Jubeln froh. Und er dachte: Ach, wäre sie mein, wie so schön, so glücklich wollte ich ihr das Dasein gestalten!

Fast drei Stunden blieben sie draußen.

Erst gegen zwei Uhr fuhren sie zurück.

Fröhlich sagte sie: „Das ist ein Sport, den man sich gefallen lassen kann. Man merkt es ordentlich, wie gesund man dabei wird.“

Bergnügt sah er sie an. Ganz rosig sah sie aus. Ach, er hätte sie vor allen Leuten abküssen mögen! Mit Welt und Geschick hätte er hohnern können.

Vor dem Haustor trennten sie sich.

Aber sie lud ihn zum Fünfsuhrtee ein.

Natürlich würde er kommen!

Dann stürmte er davon. Alles Blut in ihm hämmerte. Rasend pochte das Herz. Ruhe! Um Gottes willen Ruhe!

Aber er rannte weiter. Und der Aufruhr in ihm wurde wilder und wilder von Minute zu Minute. Er lief durch den Tiergarten, dorthin, wo wenig Menschen waren. Dort setzte er sich auf eine Bank und starrte in die blaue, kalte Winterluft.

Was, was sollte daraus werden? Er liebte sie! Er liebte sie mit der ganzen Glut seines wilden, jungen Herzens.

Bergebens, ganz vergebens kämpfte er gegen dies Gefühl, — es war stärker als all seine Willenskraft.

Was sollte daraus werden?

Pünktlich um fünf Uhr war Werner zur Stelle. Gottlob waren keine anderen Menschen da. Nicht einmal Bedienung brauchten sie, denn sie richtete alles ganz allein an.

Blöcklich sah sie ihn an. „Was fehlt dir? Du bist ganz blaß!“

Ja, er war blaß. Aber ihre Frage ließ ihn jetzt erröten wie einen Schulknaben. Verlegen meinte er, es würde vielleicht ein wenig Erleichterung sein, sonst nichts. Dann ging er im Zimmer umher, um sein wildes Herz zu beruhigen. Und während sie den Tee bereitete, sah er sich um in dem Raum.

Wie nett und traulich und anheimelnd das alles hier war. Die Lampen mit leichtem rotem Seidenschleier, so daß alles wie in matt gedämpftem rosa Licht schimmerte. Dazu die bequemen Möbel und weichen Teppiche. Und mitten drinnen, in ruhigschlichter Schönheit, sie, sie, die Einzige, die Angebetete.

O Glück! O Glück! Warum blühte es nicht ihm?

Ach, wie wollte er es hegen und pflegen!

Und er, der andere, der wußte nicht, daß er es hatte! Er achtete seiner gar nicht! Er ließ es daheim in Einsamkeit und in Vergessenheit allein und jagte äußeren Erfolgen nach, ließ sich blenden von Eitelkeit und Tand, während hier zu Hause alle Wonnen des Paradieses seiner harrten! War das möglich? War das nur möglich? Er begriff das nicht. —

Langsam ging er umher im Zimmer von einem Gegenstande zum anderen, und es kam ihm vor, als sähe er heute alles mit ganz anderen, mit neuen Augen. Nun stand er vor einem Bilde Brunos. Es war noch eins aus der alten Zeit, als er noch nicht der so gerühmte und gefeierte Mann war.

Es war ein Kunstwerk. Lange blickte er es an, — herrlich war es. Endlich kamen ihm die Tränen, so weh wurde ihm das Herz. Da rief Francesca vom Tisch her. Der Tee war fertig.

Er nahm sich zusammen und machte sich stark.

Sie saßen sich gegenüber. Noch immer schwieg er.

Während sie ihm die Tasse füllte, sagte sie: „Bruno hat geschrieben; in vier bis fünf Tagen ist er wieder hier.“

Er nickte. — „Dann wird es wohl vorbei sein mit unseren Ausflügen.“

Offenherzig erstaunt sah sie ihn an. „Warum denn vorbei sein?“

„Weil er dich doch dann wahrscheinlich wieder zu all den Festlichkeiten mitnehmen wird.“

„O nein, das ist vorbei, ein für allemal.“

„Du willst ihm ernstlich Widerstand leisten?“

Behmütig lächelte sie.

„Das brauche ich gar nicht mehr; er hat sich schon vollständig daran gewöhnt, ohne mich fertig zu werden.“

Er sah sie an. Ein herber, weher Zug stand in ihrem Gesicht. Zum ersten Male sah er ihn jetzt ganz deutlich.

„Das war ein kurzes Glück“, sagte er plötzlich.

Sie schwieg und sah vor sich hin in die Tasse.

Er sagte weiter: „Nie hätte ich das von ihm geglaubt — nie!“

Wieder schwieg sie. Sie wagte es nicht, jetzt aufzusehen. Kaum zu atmen wagte sie. Alles in ihr bebte und zitterte; — sie hatte sich verraten! Sie hatte ihr tiefstes Geheimnis preisgegeben. Was nun?! Angstbeben saß sie da.

Da bat er leise: „Francesca, warum hast du denn kein Vertrauen zu mir?“

Schweigend sah sie ihn an. Ihre Augen standen in Tränen.

Und nun wußte er auch nichts zu sagen.

Er preßte die Lippen zusammen und hielt den Atem an, — kaum konnte er jetzt sein Gefühl mehr unterdrücken.

Da begann sie leise: „Bitte, sprich nicht mehr davon, niemals.“

Er nickte nur. — Zum Dant reichte sie ihm die Hand.

Er aber nahm die Hand, preßte sie an seine Lippen und küßte sie heiß und wild. Nun war es um ihn geschehen, — der Sturm riß ihn mit dahin. Nun war es zu spät!

Erschrocken sah sie ihn an und zog die Hand zurück.

„Werner!“ rief sie bebend.

Doch er sank vor ihr nieder, preßte den heißen Kopf in ihren Schoß und flehte in atemloser Hast: „Ich kann nicht anders, Francesca! Bei Gott, ich kann nicht anders!“

Wie betäubt saß sie da. Zu plötzlich, zu gewaltig stürmte alles das auf sie ein. Was sie für Freundschaft gehalten hatte, das war Liebe gewesen. Nun erst sah sie es. Zu spät!

Und so hatte sie den letzten, der ihr blieb, nun auch verloren.

Da richtete er sich hoch und sah sie an mit um Barmherzigkeit flehendem Blick.

Sie aber rief bebend: „Sprich nicht! Sprich nicht!“

Dann erhob auch sie sich. Einen Augenblick standen sie sich mit bangem, stummem Blick gegenüber. Dann reichte sie ihm die Hand und sagte ruhig und still: „Leb' wohl!“

Er zitterte und sah sie flehend an, und er zögerte noch.

Und noch einmal sagte sie: „Leb' wohl, Werner!“

Da neigte er sich, küßte die Hand zum letztenmal, und dann ging er stumm hinaus.

Als sie allein war, schwand auf einmal aller Zweifel und alle Angst. Eins nur gab es jetzt, — fort! Schnell fort!

Noch in derselben Nacht aber packte sie ein, was sie brauchte, und mit dem Frühzug fuhr sie ab nach dem Süden, nach der Heimat, zu der alten Mutter.

14.

Als Bruno von der Reise zurückkam und das Haus leer fand, erschrak er doch heftig. Das hatte er nicht erwartet.

Auf seinem Schreibtische fand er einen Brief. Eilig las er ihn: „Lieber Bruno!

Heute bin ich nach Arco gefahren. Ich ertrug es nicht länger mehr. Bitte, laß mich hier, bis ich mich erholt habe. Ich bin kränker, als Du ahnst. So wie ich mich besser fühle, werde ich Dir schreiben. Bitte, sei mir nicht böse, daß ich fortgegangen bin! Aber glaub' mir, es ist besser so.

Sei herzlich begrüßt.
Francesca.“

Wütend steckte er den Brief ein. Völlig unvorbereitet traf ihn die Überraschung. — Und sein Gewissen regte sich auch, denn ein leises Schuldgefühl nagte ihn doch. Sinnend ging er hin und her. Was denn nun beginnen, um einen Skandal zu vermeiden? Ärgerlich war es, sehr ärgerlich!

Aber je länger er alles bedachte und in Erwägung zog, desto ruhiger wurde er nach und nach, und er sagte sich endlich, daß es vielleicht auch wirklich so am besten wäre.

Dann erklärte er den Dienstbo-



Feldoberpostmeister Domizlaff,
der Chef des deutschen Feldpostwesens.

ten, daß die gnädige Frau im Süden überwintern und erst zum Frühjahr zurückkommen würde.

Daselbe wollte er auch seinen Freunden sagen, wenn man nach Francesca fragen würde.

So nahm er das Alleinsein nicht allzu schwer. Er hatte ja Arbeit genug, die ihn in Anspruch nahm. Und an Zerstreuung würde es ihm ja auch nicht fehlen. Was wohl die schöne Frau Selberg dazu sagte! Unwillkürlich mußte er lächeln.

Und vergnügt rieb er sich die Hände, denn er meinte, das könne jetzt ein ganz fideles Leben geben.

Als er im Atelier war, ließ sich der Konful Bertram messen. Fatal, daß er gerade heute kam! Aber fortgehen durfte man ihn doch nicht.

Außerst lebhaft trat der Gast ein.

„Also endlich, lieber Meister, endlich zurück?“

Liebenswürdig, begrüßte ihn Bruno.

„Wie Sie uns gesehlt haben, das ahnen Sie ja gar nicht! Alle Welt hat nach Ihnen gefragt!“

Ein wenig geschmeichelt lächelte der Maler.

„Aber nun sagen Sie, was macht die Gnädigste?“

„Meine Frau ist ja gar nicht hier.“

„Ach, was Sie sagen!“

Lächelnd nickte Bruno. „Sie ist verreist.“

„Also doch!“

„Sie wußten es schon?“

„Ein Bekannter von mir behauptet bestimmt, er habe die Gnädige auf dem Anhalter Bahnhofe im Süd-Expreß gesehen.“

(Schluß folgt.)

Der kleine Dolmetscher.

Von L. Ewald Kiel. (Nachdruck verboten.)

Der sonst so vielbeschäftigte Fabrikbesitzer Hugo Vanderstraten gönnt sich heute an seinem Schreibtisch kurze Rast. Heiß brennt die Sonne hernieder. Er hat die Vorhänge der Fenster heruntergelassen und nur die Valtontür etwas geöffnet. Angenehmes Halbdunkel, wohlige Stille herrscht im Raum. Leise öffnet sich plötzlich die Tür, die zum Vorraum führt. Eine Fülle von Licht strömt aus dem hellen Raum hinein und umgibt den blonden Lockenkopf des Kindes, das hereinklugt, wie mit einem



Der Einsturz des Leimertor Rathauses. (Mit Text.)

Glorienstein. Die kleine Nelly ist es, das fünfjährige Töchterchen der Schwester des Hausherrn. Sie weilt seit vierzehn Tagen im Hause, weil ihre Eltern auf einer Nordlandreise begriffen sind. Onkel Hugo am Schreibtisch wundert sich. Er verhält sich



Vom Schlachtfeld von Verdun:

Die von den Franzosen geschossene Leiche von Hannes im Nordosten der Festung.

ganz still, um zu erkunden, was sein Nichtchen herführt. Die Kleine bemerkt ihn nicht. Sie tritt in dem Glauben, allein zu sein, das Zimmer, durchquert in aller Eile den Raum, huscht durch die halboffene Balkontüre hinaus. Dort steigt sie gewandt auf einen Gartenstuhl, beugt sich zum Blumenkasten hinunter und fährt leise kose mit dem Zeigefinger der Rechten über die well herniederhängenden Blättlein eines niedrigen Rosenpflänzleins, das erst gestern in den Blumenkasten gekommen ist.

Liefern sie betrachtet Nelly einige Sekunden das well aus-



Prof. Dr. ing. h. c. Bruno Schmitz. (Mit Text.)

Augen auf und sagt einfach: „Ich muß dieses Pflänzlein besonders lieb haben!“

„Warum, Kind?“

„Weil — weil es Heimweh hat, das arme Röslein. Siehst du nicht, wie krank es ist, Onkel?“

„Da helfen aber deine Liebesungen nicht, mein Mädchen!“

„Sag das nicht! Tante Lucia sagte gestern: Da kann nur Liebe und Pflege helfen. Das Röslein hat Heimweh.“

„Ganz recht, Nelly, doch eine Pflanze braucht zur liebenden Pflege einen gründlichen Wasserguß aus der Gießkanne.“

„Wirklich, Onkel? Wird das Röslein dann auch merken, daß ich es lieb habe?“

„Ganz sicher!“

Nelly nickt zustimmend und eilt davon.



Der Auswanderungsplan gescheitert. (Mit Text.)

schauende Pflänzlein, dann aber beugt sie sich nieder und drückt einen Kuß auf das trauernde Pflänzchen.

„Warum tust du also, Nelly?“ fragt jetzt Onkel Hugo erstaunt.

Schreckhaft wendet sich das Kind zu erst. Als dann aber schlägt es treuherzig die

Arbeitsfelde. Er hatte seine reichliche Arbeit und dachte nicht mehr an Bezeugung seiner Liebe durch Bärtlichkeiten. Er arbeitete, wie er manchmal sagte: nicht für sich nur, nein, mehr noch



Aus den Kämpfen um Verdun:

Gefangene französische Offiziere, deren Ausrüstung sich kaum von der der Mannschaften unterscheidet.

Das Pflänzlein hat Heimweh! Das hat seine Frau gesagt. Sonderbar, denkt der Zurückbleibende. Ihm fallen dabei die Worte seines alten Hausarztes ein, der schon ein Freund der Familie gewesen ist, als er noch ein Kind war. Der fragte gestern mit so eigener Betonung: „Hat Frau Lucia Seelentummer? Sie hat ja hier bei uns verstandesstühlen Küstenbewohnern ihr goldiges Lachen verlernt!“ Die Worte hatten ihn gekränkt, wirklich, und er hatte schnell das Gesprächsthema gewechselt. Wie sollte sein Weib zu einem Seelentummer kommen? Hatte er sie nicht aus ärmlichen Verhältnissen in sein wohlbestalltes Haus geführt! Wie glücklich waren ihre Eltern über diese Verbindung gewesen; denn auch ihnen ward dadurch eine beglückte Alterstube! Wie gern war die



Sir Roger Casement,

einer der Führer der irischen Freiheitsbewegung. (Mit Text.)

sonnige Tage des Glücks hatten sie auf ihrer Rheinreise mitgenommen verlernt. Wieviel Frohsinn hatte sie ins alte Kaufhaus gebracht. — „Mein Sonnenschein!“ hatte er sie dann unwillkürlich nennen müssen.

Allmählich war ihr Lachen verstummt. Es ging genau so zu, wie es vordem bei seinen Eltern gewesen war. Ihm behagte es; denn ihn beschäftigten mancherlei Pläne zur Vergrößerung seines

für seine Nachkommen und den Glanz des Hauses Vanderstraten. Er glaubte, seine Lucia müsse diesen Beweis seiner Zuneigung mit stolzem Glücksgefühl empfinden.

Und nun diese seltsamen Worte gestern und heute fast deren Bestätigung! Vom Seelenkummer spricht der Arzt zu ihm. Vom Heimweh redet sie zu Kelly! Heimweh, das würde ihn fast trüben! Liebe, Pflege hat sie als Heilmittel für solche Empfindung angegeben. Pflege die hat sie reichlich. Zerstreuung und Geselligkeit liebt sie nicht. Hat sie doch selbst zu ihm gesagt: „Laß uns, bitte, häuslich sein, so viel es geht. Die Freude kommt ja doch nicht von außen, wenn sie echt sein soll. Im Herzen allein liegt der Kern der Lebenskraft.“ Liebe, ja, da sind eben die Äußerungen dieses Gefühls sehr verschieden. In ihrem Elternhause ist Lucia allerdings, wie er sich damals sagte, mit Zärtlichkeit verwöhnt worden. Er befindet sich noch, daß er sogar einmal sich darüber scherzend zu seiner Schwiegermutter geäußert und die ihm geantwortet hat: „Ja nun, lieber Hugo, ich halte es da so, wie der Schriftsteller Bulwer schrieb: Es ist besser, Zärtlichkeiten in ein gutes Herz säen, als Korn in ein Feld; denn die Ernte des Herzens dauert ewig.“

„Onkel Hugo, hat's lange gedauert? Schau mal, ist das genug Wasser?“ fragt atemlos die Kleine und hält ihm mit beiden Händen eine volle Gießkanne entgegen.

Der Gefragte, der soeben noch ihn erregende Gedanken durchdacht, muß lächeln und antwortet: „Mädele, liebes, das darfst du nicht hinaufgießen. Das ist ja viel zu viel. Sonst ertrinkt dir noch dein Köselein!“

„O — o — o“, ruft Kelly sichtlich betrübt. „Das ist schade. Fühl mal, wie schwer die Kanne ist! Sollte doch dem Köselein zeigen, daß ich es wirklich so sehr lieb hab'. Du, Onkel, weißt du, es soll mich dann auch wieder lieb haben und so schöne rote Rosen haben. Kelly riecht die gern, Onkel!“

„Aha, du süßer Kindschopf! Warte, ich helfe dir bei deinem Liebesgeschäft.“

Da öffnet sich die Tür und Frau Lucia kommt herein. Er staunt bleibt sie stehen. „Du bist hier, Hugo?“ fragt sie sichtlich verwirrt. „Du bist doch sonst zu dieser Stunde nie daheim! Nun hat dich die Kelly wohl recht gestört. Dora sagte mir soeben, sie wäre mit einer vollen Gießkanne hierhergegangen, und da wollte ich“

„Ihr helfen, dem Köselein das Heimweh auszutreiben! Was? Ja, schau nur, ich scherze, ich bin vergnügt. Ich bereue es nicht, dem Drang nach einer stillen Stunde nachgegeben zu haben! Ich wäre sonst um eine köstliche Plauderei gekommen. Die war lehrreich für mich; denn sie erzeugte in mir arbeitswütigem Menschen besinnliche Gefühle. Hier die Kelly ward zum Dolmetscher für unausgesprochene Empfindungen einer Frauenseele, die mir natürlich entgangen waren und denen ich nach Kenntnis Verechtigung zusprechen muß. Werde mir fortan Mähe geben, ihnen gerecht zu werden, Lieb! Hast du mich verstanden, Herzensweibchen? Habe ich nach diesem Bekenntnis nicht einen Blick wie ehemals verdient?“

Sie sieht zu ihm empor, stammend, wie im schenen Jubel.

„So — so liebst du mich noch wie damals?“ stammelt sie.

Ein Kuß, so wie damals, gibt ihr die beste Antwort. Dabei umfaßt sie sein Arm und er spricht flüsternd: „O, du dummes, kleines Weibchen! Ich liebe dich ja noch weit mehr. Könnte mir ein Dasein ohne dich nicht denken.“

Derweil hat Kelly schon etwas Wasser auf ihr Köselein gegossen und ruft voll Freude: „Onkel Hugo, Tante Lucia, seht mal an. Sieht es nicht schon ganz munter aus! Hat es noch Heimweh, Tante Lucia?“

„Rein“, antwortete die Gefragte. „Nun bleibt es gern bei dir. Es merkt deine Liebe!“

Der Pessimist.

Ein Münchner Geschichtchen von Fritz Müller.

(Nachdruck verboten.)

Ich hatte mir fest vorgenommen, nicht vom Krieg zu reden. Es genügt ja, wenn man an ihn denkt. Der Krieg ist dafür dankbar, denn zerredet wird er ohnehin genug. Aber da hob neben mir ein wildstrebender Mensch den Maßkrug auf und sagte: „Prost, Herr Nachbar, auf daß der Hindenburg den Zar'n bald fürfangt.“

„Ja ja“, sagte ich etwas besangen, „prost!“

„Oder glaub'n S' des vielleicht net?“ sagte er drohend.

„Doch, doch.“

„Und i sag' Cahna, des is no' des mindeste, was der Hindenburg macht, der fangt 'n Köni' von England und den Boanerkarl (Poincaré) von Paris an einem Tag z'samm, oder glaub'n S' des vielleicht net?“

„Doch, doch.“

„Und 'n Köni' von Italien, den schnupft er mit der hohl'n Hand 'nauf, wenn er jezt schon möcht, der Hindenburg.“

„Na, na.“

„Was, des glaub'n S' net, — ja, was san denn Sie für ein umbatriodischer Mensch, Sie, — aber i hab mir's vorhin scho' denkt, daß Sie so oaner san, wie Sie sich herg'setzt ham mit Ihrer windigen Halben Bier.“

„Es kann eben nicht jeder den gleichen Durst haben wie Sie“, verteidigte ich mich und schaute auf die drei Maßkrüge, die neben ihm standen.

Eine königliche Hofbräuhauskellnerin kam vorbeigewalzt und griff nach zweien dieser Viterkrüge.

„Halt, halt!“ begehrte mein Nachbar energisch auf und legte seine Fagen auf zwei Bleidedel, „bloß der oane is leer, der zwoate is a Reservemaß.“

„Aha, ham S' Angst, daß 's Plakat bald aufhäng'n!“ sagte die Kellnerin und walzte davon.

„Halt!“ schrie er ihr nochmal nach, halt!“ und trank den vor ihm stehenden Krug mit einem tiefen Zug leer, „so, jezt können S' glei' die zwoi auffüll'n lass'n.“

„Wiß'n S'“, wandte er sich wieder versöhnt zu mir, „wiß'n S', ma' kann net wiß'n, ob dös Malefizplakat —“

„Welches Plakat?“

„Was, dös wiß'n S' aa net? Ham denn Sie die ganz' lezt' Woch träumt, wo von nix anders die Red' is, als von der künstlichen Biereinschränkung, jehmarndjosef!“ schrie er voll Entsetzen auf, „'s Plakat, 's Plakat!“

Am Schenktisch vorne wurde ein großes, weißes Plakat aufgehängt: „Begen Beschlagnahme unseres Bieres für die Soldaten im Feld kann erst wieder von fünf Uhr an ausgeteilt werden.“

„Aber Kathl“, empfing er die Kellnerin, die mit den leeren Krügen zurückkehrte, „aber Kathl, hätt'n S' Cahna net a bisserl mehr eil'n können!“

Auch die Kathl sah aus, als ob sie eine Schlacht verloren hätte: „Ja, mei', Herr Kreuzhuber“, sagte sie, „i' hab' mir net denkt, daß die erlaubten Hektoliter scho' so früh gar word'n wär'n, aber Sie ham ja no' a Reservemaß.“

„Moana denn Sie, daß die oane Maß bis fümfe langt!“ schrie sie der Herr Kreuzhuber an. Eine namenlose Angst zitterte in seiner Stimme. Die Kathl flüchtete. Ich blieb noch eine Weile bei ihm sitzen. Er tat mir leid. Lange schweig er. Immer düsterer sah er vor sich hin. Zweifelnd wiegte er jezt den schweren Kopf und einen kleinen Seufzer schiedte er voraus.

„Wenn die G'schicht' nur gut ausgeht, Herr Nachbar“, sagte er langsam.

„Welche Geschichte?“

„Die G'schicht' mit'm Hindenburg, — i' glaub' allaweil, er hat si' a bisserl gar z'viel vorg'nommen, jeh' will er gar 'n Zar'n fürfangen, der Herrgottsfazendi.“

Ich versuchte mein Ersauern zu verbergen.

„Ja, und den Köni' von England und den Boanerkarl von Paris will er aa auf amal z'sammfanga; wenn des nur gual 'nausgeht, wenn des nur gual 'nausgeht —“

„Aber hören Sie mal —“

„Ja ja, Sie ham leicht red'n, was moanen S' denn, was des für a Arbeit macht; und 'n Köni' von Italien will er aa fanga; werd'n S' sehn, Herr Nachbar, werd'n S' sehn, des geht schlecht 'naus.“ Er nahm einen Tröstungsschlud. Sehr vorsichtig, denn bis fünf Uhr war noch eine lange Zeit.

„Es wird nicht so schlimm werden“, sagte ich, wie man einen Leidtragenden tröstet, und stand auf, um zu gehen. Traurig in die Zukunft blickend schaute er mir nach.

Im Hinausgehen sah ich, wie sich die berühmten Hallen leerten. Trostlose Gesichter sah man überall. Auf den Langbänken schaute es aus, als hätten schwere Granaten große Lücken gerissen. Scheu umhastete da und dort noch einer eine gerettete Maß, misstrauisch nach Leichensflederern spähend.

Kurz nach fünf Uhr kam ich wieder am Hofbräuhaus vorbei. Will doch noch einmal rasch durchgehen, dachte ich. Das Unglücksplakat am Schenktisch war entfernt. Das alte Leben brauste wieder durch die Hallen.

Und dort sah auch noch der Herr Kreuzhuber. Eifrig redete er auf ein paar andachtsvolle Hörer ein. Mit zuversichtlichen Gebärden, die seinen Widerspruch duldeten. Und eine schäumende Maß stand vor ihm. Durch eine leere Maßche im unendlichen Gewebe der Hofbräuhausgespräche kam eben ein Satz vom Herrn Kreuzhuber zu mir herübergeschlüpft:

„... und i sag' Cahna, des is no' des mindeste, was der Hindenburg macht, der fangt 'n Köni' von England und den Boanerkarl von Paris an einem Tag z'samm ...“

Gesundheitsschädliche Wirkung des Traums.

Wie jedem hinlänglich bekannt, ist der Traum eine Begleiterscheinung des Schlafes und allen Menschen eigen; es gibt keinen, der in seinem Leben nicht schon öfter einen Traum gehabt hätte. Aber es gibt auch keinen Menschen, der sich nicht über den Traum seine eigene Gedanken gemacht und der nicht gern Licht oder Aufklärung über den Traum haben möchte. Daher

Begleitbild.



Wo bleibt Mutter?

handeln wir gewiß im Einverständnis aller Leser, wenn wir den Traum einer eingehenderen Betrachtung unterziehen. Von Alters her wird dem Traume eine nicht geringe Bedeutung zugeschrieben; er sollte den Menschen vornehmlich zukünftige Dinge offenbaren; der Traum befähigte demnach die Menschen, in die Zukunft zu schauen. Doch waren die meisten Menschen nicht klug genug, den Traum zu verstehen; daher mußten ihnen erst besonders kundige Leute den Traum deuten. Das Gewerbe der Traumdeuter stand im Altertum in hoher Blüte; selbst Könige hielten sich Traumdeuter gegen hohes Gehalt. Nach der biblischen Geschichte über den Traum Pharaos von den sieben schweren und den sieben leichten Jahren wissen wir, daß der Traumdeuter die Ökonomie der Natur richtig vorausgesagt hatte. Derartige Umstände sicherten dem Traum eine übersinnliche Bedeutung in allen Kreisen. Später wurde die Bedeutung des Traumes eine noch höhere, und zwar dadurch, daß man ihn für eine göttliche Eingebung hielt. Besonders die jüdische Mythologie wurde von dieser Anschauung beherrscht. Das Christentum verdrängte aber bald wieder die Auffassung, daß Gott den Menschen im Traum erscheine und es blieb nur im Volksglauben die Meinung des Altertums über die Bedeutung des Traumes bestehen. Danach schloß man aus gewissen Träumen auf natürliche oder seelische Ereignisse, wie Ärger, Freude, Trauer und Rasse. Allgemein verbreitet ist heute noch die Meinung, daß Träume von schwarzen Pfauen oder kirchlichen Trauer bedeuten und Träume von Toten Regen oder Schnee ankündigen. Dem Volksglauben trägt selbstverständlich auch das Gewerbe durch Verbreitung von Traumbüchern Rechnung; doch werden solche Bücher heute im allgemeinen wenig gekauft, höchstens benutzen sie junge Mädchen zum Vergnügen; die meisten Menschen nehmen die Träume als Naturprodukt und denken: „Träume sind Schäume.“

Nahm nun auch längst das Volk den Traum für etwas Selbstverständliches, so beschäftigten sich die Männer der Wissenschaft um so eifriger mit ihm. Schopenhauer besonders schenkte dem Traum seine Aufmerksamkeit und erklärte ihn schließlich aus dem immer regsamsten Willen zum Leben. Dieser Wille erwecke nicht nur im Innern während des Schlafes die Vorstellungen und Gedanken, sondern es sei gleichsam, als ob die Bilder von außen her durch den Schädel ins Gehirn eindringen, daher eine Verbindung des Geistes mit der Außenwelt nicht aufgehoben sein könne, wenn der Mensch schläft. Schopenhauer erklärt zwar den Traum nicht, schreibt ihm aber auch eine hohe Bedeutung zu und leiht somit der Auffassung Vorschub, daß der Mensch im Traume hellsehend ist.

Eine wesentlich andere Erklärung des Traumes gibt dagegen die moderne Physiologie und Psychologie. Zwar weiß die Wissenschaft über den Schlaf, der doch den Traum zeitigt, nichts Bestimmtes, aber sie weiß, daß der Schlaf eine Folge der Ermüdung des Organismus ist, welcher zu seiner Kräftigung seine Tätigkeit teilweise verlangsamt und einstellt. Die gesamte Muskulatur ruht gänzlich, während die Atmungs-, Verdauungs- und Blutkreislauforgane ununterbrochen tätig sind; Nerven, Mark und Hirn vermindern ihre Tätigkeit nur und demgemäß bleiben alle Sinne bis zu einem gewissen Grade reg.

„Die physiologische Natur des Schlafes“, sagt Wundt in seinen Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, „können wir um so mehr unerörtert lassen, als sie im ganzen wenig aufgeklärt ist, abgesehen von dem Gesichtspunkte, daß der Schlaf zu jenen periodischen Erscheinungen des Lebens gehört, die überall im zentralen Nervensystem ihre Quelle haben. Daneben ist es auch für die

psychische Seite des Lebens wichtiger teleologischer Gesichtspunkt, daß im Schlaf die im wachen Zustande durch die Arbeitsleistung der Organe verbrauchten Kräfte sich wieder herstellen. Diesem wichtigen Zweck, dem der Schlaf dient, steht sein Begleiter, der Traum, nicht selten hindernd im Wege.“

Lebhafte und unruhige Träume pflegen die erholende Wirkung des Schlafes zu beeinträchtigen. Die Traumerscheinungen selbst aber machen es wahrscheinlich, daß der Eintritt dieses den Schlaf mehr oder minder störenden Zustandes durch eine gesteigerte Reizbarkeit der Sinneszentren des Gehirns oder einzelner Teile desselben veranlaßt wird, die ihrerseits vielleicht wieder in der während des Schlafes gehörten Blutzirkulation dieses Organs ihren Ursprung hat. Dafür spricht, daß krankhafte Veränderungen des Blutes, wie sie beispielsweise im Fieber stattfinden, beträchtlich die Traumerscheinungen steigern oder sogar ihnen ähnliche Erscheinungen, sogenannte Fieberdelirien, während des wachen Zustandes hervorbringen.

Hiermit ist der wesentliche Charakter der Traumvorstellungen schon angedeutet: dies sind Sinnesäußerungen; sie gleichen in der Stärke ihrer Wirksamkeit den Empfindungen der unmittelbaren Sinneswahrnehmungen und werden daher von den Träumenden für solche gehalten. Ihren Hauptbestandteilen nach sind sie Erinnerungsbilder, wobei aber wegen des regellosen Spieles der Assoziationen Fernes und Nahes, jüngst vergangene und weiter zurückliegende Erlebnisse beliebig miteinander vermischt werden können. Darum hat der Traum mit der normalen Phantasietätigkeit insofern eine oberflächliche Ähnlichkeit, als er häufig die Erinnerungen zu neuen und ungewohnten Verbindungen zusammenfügt. Dagegen fehlt bei ihm durchgängig der planvolle Zusammenhang der Vorstellungsbilder, der das tiefere Unterscheidungsvermögen der Phantasie von der Erinnerungstätigkeit ausmacht.“

Nach dieser Erklärung ist der Traum ein an und für sich unvollkommenes Gedankenbild, welches im Gehirn entsteht und von hier aus die Sinnesnerven erregt bzw. reizt. Hauptsächlich wird der Gefühlsinn erregt, ferner der Gefühlsinn und Gehörsinn. Erfahrungsmäßig ist die Sinnesreizung während des Traumes eine gesteigerte und daher eine anstrengende. Dieser Anstrengung sind besonders das Gehirn und die Gesichtsnerven ausgesetzt. Infolgedessen entsteht Benommenheit im Kopfe, ja nicht selten Kopfschmerz, und bei Personen, die zu Augenkrankheiten neigen, sind leichte Rötungen bzw. Entzündungen der Augen nach einer traumvollen Nacht zu beobachten, die in der Reizung der Gesichtsnerven ihre Ursache haben. Sind weitere Nervenzustände durch den Traum erregt worden, so wird nach dem Erwachen Abgemattetheit und Müdigkeit empfunden werden. Wiederholen sich derartige Träume oft, so ist das ein Zeichen dafür, daß der Schlaf nicht normal ist, und nicht unbedeutende gesundheitliche Störungen können durch Träume entstehen.

Infolgedessen — wir wissen aus eigener Erfahrung, daß wir bei leisem Schlaf, also im Schummer oder Halbschlaf mehr träumen als im festen und tiefen Schlaf. Daraus geht hervor, daß wir bei dem fortgesetzten Träumen nur wenig schlafen; denn sobald wir fest schlafen, würden wir nicht träumen, wenigstens nicht viel und nicht anstrengend. Um des Träumens überhoben zu sein, müßten wir also gut schlafen. Können wir das nicht, so sind die Bedingungen des Schlafes nicht vorhanden: entweder sind wir nicht gehörig müde oder wir sind überanstrengt, unser Nervensystem oder unser Blut ist nicht ganz normal. Also dann ist es unsere Aufgabe, unseren Körper und Geist wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Das geschieht am besten durch eine naturgemäße Lebensweise, welche in ausreichendem Maße Bewegung und Ruhe erfordert, Licht, Luft und Reinlichkeit bedingt und eine vernünftige Ernährung zur Grundlage hat. B.

Vermißt.



ie schrieben uns das schlimme Wort: „Vermißt“,
Und keiner weiß, wie du gestorben bist.

Ein wenig Hoffnung blieb — wir schauten aus,
Es fand kein Wort von dir den Weg nach Haus.

In langer Tage, langer Nächte Not,
Starb alle Hoffnung müde, schweren Tod.

Und weiß kein Mensch um deine Qual und Wunden,
Herrgott, du weißt um seine letzten Stunden.

Du kannst auch heut' durch bitterm Todes Türe
Die deinen wie im Traum zum Frieden führen.

So gibt mir eine starke Zuversicht,
Daß sie im Dunkel mir als einzig' Licht:

Daß deine Gnade dort am größten ist,
Wo wir nichts wissen als das Wort: „Vermißt“.

Ulrich Fricke

